

Nr. 33. Bromberg, den 23. April 1924.

Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.

(11. Fortsetzung.)

Das Schiff fuhr mit ostnordöstlichem Kurs und durchschnitt mit rasender Geschwindigkeit die Wogen. Die malaische Halbinsel und die Insel Sumatra im Rücken, Borneo, das er rechts von sich wußte, waren nicht sichtbar. Ab und zu tauchte rechts oder links eine Klippe, eine Insel auf, an welcher sie mit mehr als Schnellzugsgeschwindigkeit vorüber rauschten. Auf diesem Schiffe konnte die Überfahrt von Neuyork nach Europa drei, höchstens vier Tage dauern. Die Bemerkung seines Kollegen von der Zeitersparnis bei Benutzung eines Kriegsschiffes leuchtete dem deutschen Arzte ein.

Was mochte das Ziel der Fahrt sein, dem sie in so rasender Eile zustrebten? Er frug und forschte nicht. Es hatte sich seiner ein gewisser Fatalismus bemächtigt. Er wußte, sein Leben gehörte nicht mehr ihm, seit er in den Räumen der japanischen Botschaft den Vertrag unterschrieben und das Geld genommen hatte, sein Weib und sein noch ungeborenes Kind zu versorgen. Was kommen mußte, kam. Er hatte sich entschlossen, die Augen weit offen, den Mund fest geschlossen zu halten. Denn er war von Leuten umgeben, die seinen Rassegenossen mit den Gefühlen erbitterter Feindschaft entgegentraten. Ihn täuschte das anerzogene Lächeln der asiatischen Höflichkeit nicht. Er konnte nur dann mit dem Leben davonkommen, wenn sie ihn für harmlos und ungefährlich hielten. Schon, daß sie seine Klugheit anerkannten, war eine Gefahr.

Jetzt tauchte ferne rechts vor ihm ein Küstenstreifen auf. Offenbar hielt das Schiff auf die Nordspitze Borneos zu. Das konnte nur den Zweck haben, zwischen den Klippen, die Borneo von der Insel Palawan trennten, in die Sulusee nördlich von den Philippinen einzudringen. Nach dem eigentlichen Japan fuhren sie also nicht.

Es dunkelte schon, als die schneebedeckten Abhänge des Kinabalu an der Nordspitze Borneos sichtbar wurden. Wenn das Schiff dieselbe Geschwindigkeit beibehielt, mußten sie am Morgen die Philippinen bereits passiert und die offene Südsee erreicht haben. Nach Japan fuhren sie gewiß nicht, sonst hätten sie mehr nördlichen Kurs gehalten, die Philippinen rechts gelassen.

Am nächsten Morgen waren sie auf offener See. Sein kleiner Taschenkompaß, den er an der Uhrkette trug, belehrte ihn, daß das Schiff den ostnordöstlichen Kurs beibehielt. Sie hatten wohl die Philippinen und Molukken während der Nacht passiert.

Am Morgen des fünften Tages, seit sie Singapore verlassen — nach Wiesers Berechnung befanden sie sich nördlich von den Sandwichinseln, näher der amerikanischen Küste, als den japanischen Inseln — fiel es Wieser auf, daß Herr Hito seine Kleider und Wäsche aus dem Kasten holte und alles fein säuberlich in die Koffer verpackte. Da ihm Schweigen schon zur Gewohnheit geworden war, frug er nicht. Er zog aber aus dem Verhalten des Dieners den Schluß, daß das Ziel bald erreicht sein werde.

Nichts deutete indessen darauf hin. Das Schiff verfolgte schnurgerade seine Bahn, der Dienst auf dem Kriegsschiffe wickelte sich mit militärischer Exaktheit ab; die nicht an der Maschine beschäftigte Mannschaft sammelte sich zur gewohnten Stunde zum Rapport, der Kommandant schritt die Reihe ab, lobte und tadelte, verteilte den Dienst und strafte; die nicht beschäftigten Offiziere standen an Deck herum und unterhielten sich halblaut, hie und da hielt sich ein Offizier oder der Schiffsarzt einige Minuten bei Wieser auf und versuchte ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Der deutsche Arzt war wie immer von der musterhaftesten Höflichkeit und ging auf jedes Thema ein, ohne daß eine längere Unterhaltung zustande kam. Dann kam das Mittagessen. Der Kommandant präsidierte, erst wurde der Versuch gemacht, ein deutsches Gespräch in Gang zu halten, dann begann, erst vom unteren Teil der Tafel allmählich nach oben vordringend, die japanische Unterhaltung.

Es war wie alle die Tage vorher.

Aber nein. Das enfant terrible, der junge Schiffsleutnant, der schon am ersten Tage das Gebot gastfreundlicher Höflichkeit durchbrochen hatte, kündete auch diesmal dem Gaste, was er aus dem Verhalten des Dieners Hito schon geschlossen hatte.

„Den Göttern sei Dank, daß wir den langweiligen Deutschen in der nächsten Stunde endlich los werden. Er steigt mit seinen langen Beinen direkt auf meinen Nerven herum."

„Was hat dir der Mann getan? Er ist nur ein Arzt, aber er hat das Aussehen und die Manieren eines Kriegers. Ruhig, ernst, würdevoll und überlegt. Du könntest dir an ihm ein Beispiel nehmen."

„Wenn er seine Aufgabe löst, wird er für Japan mehr geleistet haben, als man jemals von dir erwarten kann," setzte ein Dritter hinzu.

Der Kommandant schlug ein dienstliches Thema an und frug, für wie lange der Dampfer mit Kohle versorgt sei. Nun folgte eine Diskussion über den Nutzen der Rohölfeuerung gegenüber der Kohlenheizung, die zum alten Eisen gehöre.

Was mochte das für eine Aufgabe sein, die jeder kannte und die ihm niemand verriet? Augenscheinlich setzten die Herren Japs große Erwartungen auf ihn.

Die Tafel wurde aufgehoben. Wieser begab sich an Deck und spähte in die Fahrtrichtung des Schiffes. Er sah nichts als den wolkenlosen Himmel und das rauschende Meer. Erst als nach einer halben Stunde die Geschwindigkeit des Schiffes sich plötzlich merklich mäßigte, bemerkte er zwei Kilometer vor sich, etwas in Lee, eine mäßig große, brandungsumgürtete Klippe. Nun begann das Schiff nach Lee abzufallen, der Kurs des Zerstörers wandelte in Zickzack und Wieser sah vor sich ein etwa zwei Kilometer im Quadrat fassendes, steiniges, felsiges Eiland, an dem ein Landen größerer Schiffe durch die Untiefen verratende Brandung unmöglich schien.

Der Dampfer aber hielt stetig Kurs auf die Brandungswellen, und seine Geschwindigkeit war noch so groß, daß an ein rechtzeitiges Stoppen nicht zu denken war. Wieser begriff den Kapitän nicht; wollte er hier, viertausend Kilometer von der Heimat entfernt, sein Schiff zum Scheitern bringen?

Mit angstvoller Spannung beobachtete der Arzt, wie der Brandungsgürtel näher und näher rückte. Jetzt waren sie 50 Schritte von der bedrohlichen Kammlinie der Brandung entfernt, jetzt 10, jetzt mußte der Anprall kommen, der Krach, das Scheitern, der Untergang!

Nichts dergleichen. Das Rauschen der stürzenden Brandungswellen, eben noch so fürchterlich nahe, war mit einem Male verstummt, der weiße Kamm, der sich im weiten Um-

kreis um die Klippen gelegt, auf vielleicht 200 Meter Weite unterbrochen; das Schiff setzte seinen sich stetig verlangsamenden Lauf fort.

Nun sah man an der Klippe eine etwa 30 Meter lange Steinzunge, die flach in die See hineinragte. Auf die steuerte der Dampfer los und legte sich seitlich an sie an, wie an eine Hafenmole. Gedankenschnell flogen vom Bord zwei Schiffstaue und zwei Steinblöcke, die Schanzverkleidung fiel, man konnte direkt vom Schiff ans Land.

Neben Wieser stand plötzlich Hito mit dem Gepäck des Arztes.

Zwischen den zwei Steinen, welche das Kriegsschiff durch die Schiffstaue festhielten, war ein Mann im weißen Arztkittel sichtbar, in dem Wieser mit Mühe seinen Kollegen Yoghushiwa erkannte.

Der Kommandant trat auf Wieser zu. „Herr Doktor, Ihr Ziel ist erreicht. Das hier ist Ihr vorläufiger Bestimmungsort. Es hat mich gefreut, Sie kennen gelernt zu haben.“

Er betrat vor Wieser die Klippe und reichte dem japanischen Arzt eine Mappe mit Papieren, die ihm im letzten Augenblick zugesteckt worden war. Wieser verbeugte sich vor den auf Deck stehenden Offizieren und trat auf die Mole über. Hinter ihm kam Hito, der die beiden Koffer des Arztes trug. Der Schiffskommandant wechselte einige Worte mit dem japanischen Arzte und trat dann auf sein Schiff zurück: die Schanzverkleidung schloß sich wieder, die Schiffstaue wurden an Bord genommen, die Schraube des „Kioto“ begann wieder zu arbeiten; eine Minute, nachdem das Kriegsschiff angelegt, fuhr es wieder in engem Bogen auf die noch brandungsfreie Einfuhrstelle zu. Es hatte sie kaum passiert, als die weißen Wogenkämme sich wieder zeigten.

„Bitte, Herr Kollege,“ sagte der japanische Arzt, „ich werde Sie vor allem auf Ihr Zimmer führen. So sehnsüchtig ich Sie erwartet habe und so dringend ich Ihr Eingreifen wünsche, nach einer so langen, ununterbrochenen Reise müssen Sie sich erst mal ausschlafen.“

Nachdem sie die Landzunge passiert, betraten sie den eigentlichen Teil der Insel. Steiniger Boden, auf dem spärlich Gras sproß, Felsblöcke mit einigen Stauden bestanden. Ein ausgetretener, vielleicht zwei Meter breiter Weg, in dem sich auch Furchen wie von Radspuren zeigten, führte zu einer halbverfallenen Mauer, die Lücken genug zum Eintritt bot.

„Es stand da,“ bemerkte Dr. Yoghushiwa, „vor tausend Jahren oder länger noch ein Tempel. Was für Volk da hauste, wie der Gott hieß, den sie anbeteten, — wer mag das sicher wissen! Ich habe so den Eindruck, daß es auch im Stillen Ozean eine Art Atlantis gab, einen versunkenen Kontinent, von dem die höchsten Spitzen noch als verlorene Klippen aus der See ragen. Möglicherweise, wahrscheinlich sogar, hingen sie mit dem amerikanischen Festlande zusammen. Inschriften, die wir auf einer anderen Klippe fanden, deuten darauf hin.“

Sie hatten die Mauer durch eine Lücke durchschritten und standen in einem geräumigen Hof mit festgestampftem Lehmboden. An der Rückseite des Hofes ragte eine Kolossalfigur aus Stein in die Höhe, die aus der Ferne den Eindruck machte, als wären Gesicht und Oberkörper noch wohl erhalten.

„Ah“, rief Wieser, „ein Buddha!“

„Nein“, erklärte der japanische Arzt. „Es ist kein Buddha. Es fehlen die wichtigsten Merkmale. Ihnen, der nie in Indien, Japan oder China war, kann ich das nicht so erklären. Die Buddhafiguren, die ich kenne, sind alle viel jünger. Es ist auch eine ganz andere Technik. Bis hierher schaut er aus wie ein Gesicht, wenn Sie noch fünf Schritte näher kommen, verliert sich der Eindruck.“

Wieser blieb stehen. Der unbekannte Gott, den er für einen Buddha gehalten, sah ihm mit einem hohnvollen, ironischen Lächeln entgegen. Es überlief ihn kalt. Die Züge, mehr noch der Eindruck des Gesichtes der Statue, weckten in ihm unbestammte Erinnerungen an ein Antlitz, von dem er nicht recht wußte, ob er es im Wachen oder im Traume gesehen, das damals aber sicher einen starken Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Nun kam er der Bildsäule näher. Der Eindruck des Lebens, der so lebhaft gewesen, verwischte sich immer mehr; als er ganz nahe vor dem Gotte stand, war es ihm rätselhaft, wie ihm diese grauen, unregelmäßig und unordentlich zusammengewürfelten, kaum mehr aneinander haftenden Steintrümmer jemals den Eindruck eines Gesichts und gar den eines durch Gedanken beseelten, gemacht haben konnten.

Als ob er Wiesers Gedanken errate, bemerkte der Japaner, das Merkwürdige an diesen alten Göttern sei, daß ihnen das Menschenähnliche, dem Menschen Verständliche, um so rascher verloren gehe, je näher man ihnen komme. Er glaube nicht, daß Mangel an Können der alten Bildner die Schuld daran trage; im Gegenteil, es dürfte Absicht, Symbol darin liegen; der Gott werde dem Menschen um so rätselhafter, je näher ihm dieser zu rücken suche. Es sei dies eine Technik, die uns verloren gegangen sei.

„Wir haben in Europa ja unsere Futuristen“, sagte der deutsche Arzt.

Der Japaner lachte. „Das ist doch nicht Ihr Ernst, Kollege.“

Sie hatten die Statue passiert und standen vor einem Steintor, das im Rücken des Gottes lag. Dr. Yoghushiwa führte den Deutschen in einen dunklen Gang, dessen Ende erleuchtet schien. Sie gingen auf das Licht zu und kamen in eine Halle, die von einer elektrischen Bogenlampe taghell erleuchtet war. Von hier zweigten sternförmig etwa zehn offene Gänge nach allen Seiten ins Innere der Insel ab.

„Ich möchte nicht, Herr Kollege, daß Sie sich da in den unterirdischen Gängen verirren“, sagte der Japaner. „Ich werde versuchen, Sie zu orientieren. Es sind acht Gänge. Wenn Sie vom Hauptgang links zählen, so ist es der zweite, der in unser Reich führt. Das ist: Ein Spital mit sechs Betten, ein kleines Operationszimmer, ein großes Laboratorium, eine ärztliche Bibliothek und Zimmer für uns und unsere Diener, sowie für die beiden Wärter. Jetzt will ich Ihnen vor allem Ihr Zimmer zeigen. Die vierte Tür rechts im Gange.“

Ein großes, geräumiges, europäisch eingerichtetes Zimmer. Die Decke durch ein großes Glasgewölbe geschlossen, das Licht kam grünlich von oben.

„Bei Ebbe“, bemerkte der Japaner, liegt Ihr Fenster trocken. Da können Sie es öffnen. Durch diesen Handgriff hier. Beim Einsetzen der Flut schließt das Wasser beim Ansteigen einen sonst offenen elektrischen Strom und das Fenster geht automatisch zu.“

„Sehr sinnreich, ja direkt genial“, bemerkte Wieser.

Hito stellte die beiden Koffer zu Boden.

„Das Abendessen“, erklärte Yoghushiwa, „wird Ihnen auf dem Zimmer serviert werden. Mittags werden Sie es wohl vorziehen, mit mir und den anderen Herren zu speisen. Über unsere Spezialaufgabe wollen wir morgen sprechen. Wenn Sie jetzt noch die Liebenswürdigkeit hätten, im Spital mit mir einen Kranken untersuchen zu wollen, so wäre ich Ihnen sehr verpflichtet.“

Das Spital begann bei der drittnächsten Tür. Zwei Mannschaftszimmer zu je drei Betten, zwei einbettige Offizierszimmer. Als Wieser zu dem Kranken trat, sah er auf den ersten Blick, daß da menschliche Hilfe zu spät komme. Der Patient war tief bewußtlos, die Atmung kaum mehr hörbar, der Puls nicht zu fühlen. Der Wärter blickte den Arzt fragend an.

„Wollen Herr Kollege den Fall untersuchen?“ frug der Japaner.

„Das ist doch wohl nicht nötig. Grundleiden?“

„Eingeklemmter Bruch. Der Mann wurde auf dem Schiff operiert, die Wunde infizierte sich, er kam vor zwei Tagen mit der Bauchfellentzündung hier an. Ich hätte Sie ja nicht belästigt, Herr Kollege. Aber zur Beruhigung unserer Mannschaft möchte ich von Ihnen bestätigen lassen, daß da nichts versäumt wurde und weiter nichts getan werden kann.“

Nun kam der Arzt endlich zur Ruhe. Auf einem Bett, über welches die Wogen des Ozeans wegspülten. Er war körperlich und geistig erschöpft und fiel sofort in tiefen, traumlosen Schlaf.

Als er erwachte, stand Hito vor ihm mit einem Tablett, auf dem sich Milchkaffee, Wasser und Gebäck befand. Er bedurfte einer Weile des Nachdenkens, bis er sich über Zeit und Ort zurechtgefunden.

Im weißen Leinenanzug, die Morgenzigarre im Munde, öffnete er das Fenster, das von der See frei war und sog neben den Tabakwolken mit Behagen die salzige, würzige Seeluft ein. Dann frug er seinen Diener nach Dr. Yoghushiwa.

„Der Herr Chefarzt hat befohlen, ihn zu Herrn Doktor zu führen, so wie Herr Doktor den Wunsch nach ihm äußern.“

Wieser wollte sich erheben. „Da werde ich . . .“

„Nein, Herr Doktor“, sagte der Diener. „Der Herr Chefarzt hat ausdrücklich befohlen.“

„Bitte, Herr Kollege“, meinte der japanische Arzt, der nach zwei Minuten eintrat, „wir wollen die Zeit nicht mit unnötigen Höflichkeitsbezeugungen ausfüllen. Wir müssen arbeiten. Vor allem will ich Sie ganz genau orientieren. Diese Insel da ist nicht die einzige ihrer Art. Es ist das ein Kranz von sechs Inselklippen, alle gleich unzugänglich, alle ähnlich eingerichtet.“

Wieser blickte seinen Gastfreund fragend an.

„Kommen Sie“, sagte dieser. „Das begreift sich leichter, wenn man es sieht. Wir gehen den Gang zurück. — So, jetzt sind wir in der Halle.“

„Und alle diese Gänge haben Ihre Landsleute da in die Felsen hineingegraben, Tausende Kilometer von Japan entfernt? Eine kolossale Arbeit!"

„Nein. Wir fanden das alles fertig. Ich sagte Ihnen doch schon, daß wir auf der höchsten Spitze eines vor mehr als tausend Jahren versunkenen Kontinents oder Kontinentsabschnittes stehen. Ein Marineflieger machte im Kriege eine Notlandung auf dieser unzugänglichen Klippe. Er fand die Mauer, fand den Gott und den Beginn des Ganges. Er meldete das, man ging der Sache nach und legte das ganze System von Kammern und Gängen bloß."

„Auch das Oberlicht in meinem Zimmer und im Spital?"

„Nein. Das war massiver Stein. Das sind so Fleißaufgaben unserer Techniker gewesen. Unsere Marineverwaltung sah nun in dieser Klippe, sowie in den fünf anderen eine ausgezeichnete Flottenbasis für den ja unvermeidlichen Krieg mit der Union. Es liegen hier hunderttausende Tonnen Steinkohlen, Benzin, Sprengstoffe, Granaten aller Kaliber, Lebensmittel, Ersatzteile für Maschinen, Geschütze und dergleichen. Dreihundert Kilometer von der amerikanischen Westküste. Die früher deutschen Südseeinseln zu befestigen haben sie uns in Washington verboten; von diesen Klippen werden sie nichts erfahren."

„Wenn aber mal ein amerikanisches Kriegsschiff hier herum manövriert und ein Marineflieger landet?" frug der Deutsche.

Der Japaner lächelte. „Kommen Sie mal her. Ich drücke auf diesen Knopf da und nun . . ."

Das Licht erlosch. Yoghushiwa zog eine elektrische Taschenlampe hervor. „Bitte, gehen Sie jetzt in Ihr Zimmer," sagte er.

Der deutsche Arzt suchte die Wand ab. Nirgends eine Höhlung, ein Gang. Überall glitzerte ihm undurchdringlicher Granit entgegen. Die Laterne erlosch, aus der Ferne, vom Ausgang her, schimmerte das Tageslicht.

„Eine Atrappe," meinte Wieser. „So wie die Klippe, welche der „Kioto" übersegelte."

„Das war keine Atrappe. Die Klippe ist echt und wird nur bei Herannahen eines Freundes mittels eines elektrischen Kontaktes umgelegt."

„Das muß wahnsinnig viel Geld gekostet haben."

„Stimmt. Das meiste kostete die Kabellegung."

„Ein Kabel haben Sie auch?"

„Selbstverständlich. Direkte Verbindung mit der Heimat. Drahtlos können wir uns doch mit Japan nicht verständigen, das würde von Kalifornien aus gehört werden."

Sie waren ins Freie gelangt. „Und das sagen Sie alles mir, dem Fremden?" frug Wieser.

„Dem Bundesgenossen," erklärte der Japaner.

„Bitte, Herr Doktor, spielen wir ehrliches Spiel. Wir Deutschen werden heute bedrückt und bis aufs Blut gepeinigt von Frankreich. Frankreich ist Ihr Bundesgenosse."

„Stimmt. Aber wie lange wird Frankreich Euer Feind sein? Bis dort die Vernunft zum Siege kommt. Das kann nicht mehr lange dauern. Dann werden sich Frankreich und Deutschland zu einem Bundesstaat vereinigen. Denn die Herrschaft der englischen Mächte wird täglich drückender und unerträglicher. Mit Deutschland vereint, werden wir und die Franzosen Asien und Europa vom anglo-amerikanischen Joche befreien."

(Fortsetzung folgt.)

Johannes Kant.

Von Gustav Schwab.

Den kategorischen Imperativus fand,
Das weiß ein jedes Kind, Immanuel Kant.
Dem kategorischen Imperativus treu,
Zwang durch ihn wilde Seelen zu frommer Scheu
Lang vor Immanuel, Herr Johannes Kant,
Und wenige wissen's, wie die Sache bewandt.

Derselb' ein Doktor Theologiae war,
In schwarzer Kutte, mit langem Bart und Haar,
So saß er zu Krakau auf dem Lehrersitz,
So ging er einher, gegürtet in Kälte und Hitz,
Ein rein Gemüt, ein immer gleicher Sinn,
Dem Unrecht dulden, nicht tun, stets deuchte Gewinn.
Im grauen Alter zog ein Sehnen den Kant
Gen Schlesien, in sein altes Vaterland.
Er schloß die Bücher in'n Schrein, bestellt sein Haus,
Den Seckel nahm er und zog in die Fern hinaus.
Gemächlich ritt in der schweren, schwarzen Tracht
Der Doktor durch der polnischen Wälder Nacht.
Doch in der Seele, da wohnt ihm lichter Schein,
Die goldnen Sprüche zogen aus und ein,
Ins Herz schoß Strahlen ihm das göttliche Wort,
Voll innern Sonnenlichtes, so ritt er fort.
Auch merkt er nicht, wie das Tier in finstrer Schlucht
Den Weg durch Abenddunkel und Dickicht sucht,
Er hört nicht vor und hinter sich Tritt und Trott,
Er ist noch immer allein mit seinem Gott.
Da wimmelt's plötzlich um ihn zu Roß, zu Fuß,
Da flucht ins Ohr ihm der Wegelagerer Gruß,
Es stürmen auf den heiligen Mann sie ein,
Es blinken Messer und Schwert im Mondenschein.
Er weiß nicht, wie ihm geschieht, er steigt vom Roß,
Und eh sie's fordern, teilt er sein Gut dem Troß.
Den vollen Reisebeutel streckt er dar,
Darin beim Groschen manch blanker Taler war,
Vom Halse löst er ab die güldne Kett,
Er reißt die schmucken Borten vom Barett,
Den Ring vom Finger, und aus der Tasche zieht
Das Meßbuch er mit Silberbeschläg und Niet,
Daß sie das Pferd abführen mit Sattel und Zaum,
Der arme erschrockne Mann, er sieht es kaum,
Erst wie er alles Schmuckes und Gutes bar,
Da fleht er um sein Leben zu der Schar.
Der bärtige Hauptmann faßt ihn an der Brust
Und schüttelt sie mit derber Räuberlust:
„Gabst du auch alles?" brüllt's um ihn und murrt,
„Trägst nichts versteckt in Stiefel oder Gurt?"
Die Todesangst schwört aus dem Doktor: „Nein!"
Und aber „Nein!" Es zittert ihm Fleisch und Bein.
Da stoßen sie fort ihn in den schwarzen Wald,
Er eilt, als wär er zu Rosse noch, ohne Halt,
Doch fährt die Hand im Gehen ihm wie im Traum
Hinab an der langen Ketten vorderm Saum,
Mit Angst fühlt sie herum an allem Wulst,
Und endlich findet sie da die rechte Schwulst,
Wo eingenäht, geborgen und unentdeckt
Der güldene Sparpfennig sich versteckt.
Nun will dem Mann es werden recht sanft und leicht,
Mit all dem Geld er die Heimat wohl erreicht,
Er mag mit Gottes Hilfe vom Schrecken ruhn,
Mit Freunden und Vettern sich recht gütlich tun.
Da stand er plötzlich still, denn in ihm rief
Mit lauter Stimme der heilige Imperativ:
„Leug nicht! Leug nicht! Du hast gelogen, Kant!"
Das einzige Wort ihm auf der Seele brannt.
Vergessen war der Heimat fröhliche Lust,
Er war allein, der Lüge sich bewußt.
Und schneller, als ihn getrieben der Freiheit Glück,
Trieb ihn nun der Sünde Pein zurück, zurück.
Schon winkt von ferne der unglückselige Platz,
Die Räuber teilen dort noch immer den Schatz,
Am Mondlicht prüfen sie das Allerlei,
Die Pferde weiden zwischen den Büschen frei.
Und wie sie lagern im Gras und tauschen, tritt
In ihre Mitte der Kant mit hastigem Schritt.
Er stellt demütig sich vor die Räuber hin,
Er sprach: „O wisset, daß ich ein Lügner bin!
Doch log der Schrecken aus mir, darum verzeiht!"
Mit diesen Worten riß er den Saum vom Kleid,
In hohler Hand beut er sein Häuflein Gold,
Darüber des Mondscheins blinkende Welle rollt.
Weil keiner zugreift, bittet er ganz beschämt:
„Das hab' ich böslich vor euch verleugnet, nehmt!"
Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopf,
Sie möchten lachen und spotten ob dem Tropf,
Und ihre Lippe findet doch keinen Laut,
Und ihr vertrocknetes, starres Auge taut.
Und in dem bleiernen Schlummer, den er schlief,
Regt sich in ihnen plötzlich der Imperativ,
Der wunderbare, das heil'ge Gebot: „Du sollst —
Du sollst nicht stehlen!" und vor der Hand voll Gold
Aufspringen sie, dann werfen sich alle aufs Knie,
Ein tiefes Schweigen waltet, denn Gott ist hie.

*

Jetzt regt aber sich emsig die ganze Schar:
Der reicht den Beutel und der die Kette dar,
Ein dritter bringt das Pferd gesattelt, gerüst't,
Das Meßbuch reicht der Hauptmann — er hat's geküßt,
Dann helfen sie ihm zu Roß mit willigem Dienst,
Nichts bleibt zurück vom neuen Räubergewinnst,
Ja, mußte Herr Kant nur sein auf seiner Hut,
Daß sie ihm nicht auch schenkten gestohlen Gut.
Er scheidet, er teilt den Segen aus vom Pferd,
Wünscht ihnen gründliche Reu, die sie bekehrt.
Nur dacht er traurig, als um die Eck' er bog:
„Ihr armen Schelmen, ihr stehlet — und ich log!"
Doch als er kam zum finstern Wald hinaus,
Da war verschwunden der Sünde ganzer Graus.
Da stand der Morgenhimmel in roter Glut,
Da ward dem frommen Wanderer froh zumut.
„Dein Wille gescheh' im Himmel und auf der Erd!"
So betet der Kant und gibt die Sporen dem Pferd.

Hochzeitssitte im Netzegau

um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Von Hochzeiten mag man gern hören. In der heutigen Zeit muß freilich die Feier erheblich eingeschränkt werden. Man redet dann gern mit gewisser Wehmut davon, wie es früher bei Hochzeiten herging. So wollen wir uns jetzt einmal in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückversetzen und in einem Dorfe des Netzegaus eine Hochzeit mitmachen. Hochzeiten werden nur im Herbst, „wenn alles aus der Erde ist“, und im Winter vor der Fastenzeit gehalten. Ein Mädchen, das ein Stück Brot gerade abschneiden und weben kann, ist heiratsfähig. Die jungen Leute „lernen sich kennen“ in der Spinnstube. Und das ist gut so; denn da sieht der junge Mann, ob seine künftige Frau auch etwas versteht und fleißig ist. Beide sind, mit wenigen Ausnahmen, aus demselben Dorf, und das ganze Dorf ist darum eine „Freundschaft“. Aber ohne den „Werbsmann“ (Freiwerber) kann niemand einen Mann oder eine Frau kriegen. Der geht zu den beiderseitigen Eltern und stellt fest, was „sie“ „mitkriegt“ und wieviel Schulden „er“ auf seiner Wirtschaft hat. Ist alles in Ordnung, dann wird beim Pastor das Aufgebot bestellt, einen langen Brautstand gibt's nicht. Die Eltern des „Brautmanns“ *) haben unterdessen verschreiben lassen und sich ihr Leibgedinge ausgemacht. Dazu gehört eine „eiserne“ Kuh, Tabak, Leinwand, Kartoffeln, Erbsen, ein Schwein, Gänse, ein Sitz in der Kirche u. a. Die Leibgedinger helfen aber auch nach der Hochzeit fleißig in der Wirtschaft mit und essen auch meist an dem Tische ihrer Kinder. Über ihren Wert urteilt das Sprichwort:

„Ein alter Kerl und ein altes Pferd, sind alle beide
nichts mehr wert,
Aber ein altes Weib und eine alte Kuh, sind allemal
noch wozu.“

Im Hause der Braut wird unterdessen die Aussteuer, für die schon seit der Einsegnung in jedem Jahr ein Stück besorgt ist, vervollständigt. Oberster Grundsatz ist:

Eigen gesponnen und selbst gemacht,
Ist die schönste Bauerntracht.

Notwendige Stücke sind: eine Bibel, zwei breite schwere Brautbetten, eine neue Lade, Leinwand und Kleidungsstücke. Dazu sucht die Mutter aus ihrem Haushalte heraus, was noch fehlt, so daß besonders die langen Tischtücher oft uralt sind. Die Hochzeiten müssen zum Vollmond stattfinden, und zwar am Dienstag oder Freitag. Einige Tage vor der Hochzeit gehen zwei „Brautdiener“ durch das Dorf, um einzuladen. Jeder hat ein seidenes Tuch mit roter Schleife an den Handstock gebunden, so daß die vier Zipfel, rot und weiß, fliegen. Das Tuch ist nachher ihr Eigentum. Sie haben ein ganz bestimmtes Sprüchlein, das sie in jedem Hause Wort für Wort aufsagen. Zum Hochzeitstage schicken die Geladenen je eine Kanne Milch und ein Pfund Butter ins Hochzeitshaus. Wenn's zur Trauung geht, nehmen die Eltern der Braut in der Haustür mit einem Kusse Abschied von den Brautleuten; denn sie bleiben zu Hause. Nun ordnet sich der Zug, die Brautdiener gehen voran und geben Schüsse ab. Sieht sich einer von den Brautleute um, dann wird er sich als Witwer oder Witfrau bald wiederverheiraten. Regnet es der Braut in den Myrthenkranz, dann wird es in der Ehe viel Tränen geben. Der Braut werden Federn in die Schuhe gelegt, dann wird sie beim Setzen der Glucken eine „gute Hand haben“, und ein Geldstück, daß ihr das Geld nie knapp werden soll. In der Kirche singen die Kinder auf dem Chor ein vom Brautpaar gewähltes Lied, meist „Auf Gott und nicht auf meinen Rat will ich mein Glücke bauen“ von Gellert. Die Trauringe sind aus Silber und tragen auf dem Siegel die Anfangsbuchstaben des jungen Paares. Nach der Hochzeit werden die Ringe abgezogen und tief unten in der Lade verwahrt. In den ersten Jahren sieht man sie vielleicht noch bei anderen Hochzeiten an den Fingern der Eheleute, später gar nicht mehr. Nach der Trauung gehen die Brautleute um den Altar von links nach rechts herum, um das Opfer in den dort hinten stehenden Teller zu legen. Das muß der Bräutigam geben, meist ist's ein Taler. Bei diesem Gange zum Opferteller muß die Braut dem Bräutigam über die Füße zu treten und zuerst zum Teller zu gelangen suchen, damit sie das Regiment im Hause bekommt. Wenn der Hochzeitszug wieder zu Hause anlangt, wird den Brautlauten ein ganzes Brot hingehalten, von dem müssen sie sich ein Stück abbeißen. Nachdem alle nacheinander je nach dem Grade der Verwandtschaft die jungen Eheleute geküßt, gehen die meisten Gäste nach Hause, um zu füttern. Wenn das Essen fertig ist, bei dessen Kochen eine Frau aus der Verwandtschaft, die das gut versteht, mithilft, laden die Brautdiener zur Mahlzeit ein. Der Schulmeister sitzt bei den Brautleuten und spricht das Tischgebet. Die Brautmutter ist nicht am Tische, sie muß in der Küche regieren. Die Brautdiener tragen auf, einer von den Verwandten besorgt das Getränk. Zuerst gibt's Butterbrot und Schnaps, dann Reis mit Hammelfleisch, „Saures“ **), Schweine- oder Kalbfleisch, dicken Reis oder Hirsegrütze. Die Gänge werden nicht scharf getrennt, es stehen schließlich alle Schüsseln mitten auf dem Tisch. Nach dem Essen werden die Gesangbücher gebracht, der Schulmeister stimmt an, und nun werden alle Strophen eines Tisch- und Dankliedes gesungen. Nach einem Dankgebet wird die Tafel wirklich „aufgehoben“, d. h. samt den Tischböcken hinausgetragen. An den Wänden sind die Wandleuchter aus der Kirche angesteckt, und der Tanz kann beginnen. Gegen Morgen reißen die jungen Burschen der jungen Ehefrau den Schleier entzwei, und es wird ihr eine weiße oder schwarze Haube aufgesetzt. Sie zieht auch ein anderes Kleid, das „Haubenkleid“, an und hängt ein buntes Umschlagetuch über die Schulter. Nun tanzen alle Frauen der Reihe nach mit ihr, und darauf die jungen Leute. Dann ist die Hochzeit meist zu Ende. Der „Brautrock“ und das „Brautkleid“ wird sorgsam verwahrt und nur zum Abendmahlsgange und ganz ausnahmsweise bei sonstiger festlicher Gelegenheit gebraucht. Meist wird der Greis in seinem Brautrock in den Sarg gelegt.

F. Just.

*) Bräutigam.

**) Schwarzsauer mit Birnen, Pflaumen usw.



Bunte Chronik



* **Ein Autobus mit 40 Personen umgestürzt.** Berlin, 9. April. Ein ebenso eigenartiges wie schweres Autounglück, das wohl in der Berliner Unfallchronik einzig dastehen dürfte, hat sich gestern mittag in Berlin zugetragen. Gegen 1 Uhr ist am Schöneberger Ufer an der Ecke der Genthiner Straße ein mit vierzig Personen besetzter Autobus umgestürzt. Über das Unglück, bei dem elf Personen zum Teil sehr schwer verletzt wurden, berichtet ein an die Unfallstelle entsandter Mitarbeiter des „Lok.-Anz.“ folgende Einzelheiten: Das Auto befand sich auf der Fahrt nach den Linden. Einige Meter vor der Genthiner Straße wurde es von einem Geschäftswagen in schneller Fahrt und ganz geringem Abstand überholt. Dabei fuhr der überholende Wagen mit seinem rechten Hinterrad gegen die Vorderradachsenkappe des Autobus. Dadurch wurde dessen Führer das Steuer aus der Hand geschlagen, so daß der Autobus mit einem plötzlichen Ruck nach rechts abgelenkt wurde. Er geriet auf den Bürgersteig, brach einen Laternenpfahl und eine dicht daneben stehende Litfaßsäule um. Da das rechte Vorderrad des Wagens auf dem Unterteil der Säule stehen blieb, legte sich der Autobus stark auf die linke Seite und schlug allmählich um. Nur diesem Umstande ist es zu verdanken, daß nicht namenloses Unheil entstanden ist. Die im Innern des Wagens befindlichen Fahrgäste konnten diesen noch schnell verlassen. Einer Anzahl der Fahrgäste und zahlreiche Fußgänger bemächtigte sich eine unbeschreibliche Erregung. Der Besitzer der in der Nähe liegenden Apotheke und ein zufällig dort anwesender Arzt leisteten die erste Hilfe. Aus dem Reichswehrministerium trafen Reichswehrsoldaten ein, die sofort die Unfallstelle absperrten. Bald erschienen auch Feuerwehr und Schutzpolizei, die dann die Bergungsarbeiten übernahmen. Der Leiter des Berliner Rettungswesens, Dr. Frank, traf mit drei Rettungswagen an der Unfallstelle ein und ließ die Leichtverletzten nach den Rettungsstellen bringen. Die fünf Schwerverletzten fanden im Elisabeth-Krankenhaus Aufnahme. Drei von ihnen konnten später in ihre Wohnungen gebracht werden, während der Kaufmann Balzer und die sechsjährige Lucie Ehrenbach im Krankenhause verblieben. An dem Aufkommen des bedauernswerten kleinen Mädchens wird gezweifelt. Die Schuld trägt der Privatchauffeur, dem es leider gelungen ist, unerkannt zu entkommen.



Kleine Rundschau-Ecke



* **Die Naive.** Mutter: „Das sage ich dir, wenn du dich abends von einem Herrn heimbringen läßt, darfst du dich nie von ihm auf der Treppe küssen lassen.“ — Tochter: „So — wo denn?“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.